



ZSOLNAY

# AM SEE

Reise zu meinen Vorfahren  
in Krieg und Frieden

KAPKA KASSABOVA

## Über das Buch

Kapka Kassabova folgt am Ohridsee den Spuren ihrer Familie. Wie in »Die letzte Grenze« reist sie in ihrem neuen Buch auf den Weg in den Osten und in ihre eigene Vergangenheit.

Fischer, Hausierer, Witwen, Waisen — Opfer, Täter und jene, denen es gelungen ist, sich aus den Verstrickungen zu befreien. Wie in einem Brennglas werden die Konflikte und Tragödien von Nationalstaaten in jenem Winkel Europas sichtbar, in den uns Kapka Kassabova führt: das zwischen Nordmazedonien, Albanien und Griechenland aufgeteilte Gebiet um den Ohrid- und Prespasee. Es ist verbunden mit ihrer eigenen Familiengeschichte, und so wird aus der Erkundung einer wunderschönen Gegend, ihrer Historie und politischen Verwerfungen eine Reise in die eigene Vergangenheit. Kassabova versteht es, die Zusammenhänge zwischen Topografie und Biografie bloßzulegen und Menschen zum Erzählen zu bringen, deren Schicksale die Zerrissenheit der Jahrhunderte spiegeln.



Kapka Kassabova

Am See

Reise zu meinen Vorfahren in Krieg und  
Frieden

Aus dem Englischen von Brigitte Hilzensauer  
Paul Zsolnay Verlag





# Inhalt

Einleitung

Sehnsucht nach dem Süden

Teil Eins: Frühling

Teil Zwei: Herbst

Danksagung

Glossar

Mottos

Literatur

*Meiner Mutter und den Kindern der Exilierten und  
Flüchtlinge in aller Welt —  
Mögt ihr euren Weg zur Quelle finden.*

*Die Toten öffnen den Lebenden die Augen.  
Und den Seen.  
Ihrer uferlosen Großzügigkeit.*

Ein See ist der schönste und ausdrucksvollste Zug einer Landschaft. Er ist das Auge der Erde. Wer hineinblickt, ermisst an ihm die Tiefe seiner eigenen Natur.

Henry David Thoreau



# Einleitung

Dieses Buch erzählt von zwei uralten Seen. Manche Orte sind in unsere DNA eingeschrieben, benötigen aber eine lange Zeit, um ihre Konturen zu enthüllen, so wie manche Reisen in die Landschaft unserer Biographie eingeätzt sind, doch die Spanne eines Lebens benötigen, um vollendet zu werden. So geht es mir mit diesen Seen.

Der Ohridsee hat mich seit meiner frühen Kindheit angezogen, denn meine Großmutter mütterlicherseits stammte von dort, und sie war in den Anfangsjahren meines Lebens eine einflussreiche Gestalt. Als Erwachsene dachte ich oft daran, einmal wirklich an den See zurückzukehren, spürte aber, dass ich nicht dazu bereit war. Will man zu den Orten seiner Ahnen gehen, muss man gewappnet sein, das zu sehen, was zu verleugnen leichter fällt.

Den Anstoß gab mir schließlich die Befürchtung, dass im Laufe der Zeit auf heimtückische Weise etwas geschehen könnte. Dass ich, falls ich nicht die existenzielle Landschaft meiner Familie auf Mutters Seite verstand, alte Muster wiederholen könnte. Dass wir, während wir in diesem Jahrhundert immer noch Zeugen sind von Bürger- und Bruderkriegen, von spalterischer Politik zwischen und in den Nationen, von patriarchaler Autokratie und Revisionismus, massenhafter Emigration und Vertreibung — dass auch wir beim Miterleben, falls wir

nicht begreifen, wie wir unsere eigenen Vermächtnisse tragen, selbst unwillentlich Erfüllungsgehilfen der Zerstörung werden könnten.

Generationen meiner Vorfahren haben am See gelebt. Ich hatte gehofft, sie könnten als Pforte zu ihm und zu diesem erstaunlich unbekanntem Winkel Europas dienen. Die Gegend um den See birgt epische Landschaften und eine reiche Geschichte. Es ist ein Reich der Höhen und der hypnotischen Tiefen, der Adler und der Weinberge, Obstgärten und alten Zivilisationen, ein Land, dem unerzählte Geschichten eintätowiert sind. Einige Jahre zuvor hatte ich den äußersten Südosten Europas bereist, um die Geschichten der Menschen in der dreifachen Grenzzone zwischen Bulgarien, der Türkei und Griechenland zu erkunden. Die Seen liegen im Südwesten der Balkanhalbinsel, und auch an ihnen haben drei Staaten Anteil.

Die Zwillingsseen von Ohrid und Prespa sind wie Diamanten in die Gebirgsfalten des westlichen Mazedonien und östlichen Albanien eingebettet. Sie liegen relativ nahe an der Adria und der Ägäis, aber woher auch immer man sich ihnen nähert, sie fühlen sich nicht nahe zu irgendetwas an, nicht einmal zueinander. Es heißt abschreckende Gebirgsketten überwinden und auf einsamen Straßen unterwegs sein. Hier verlief die strategisch angelegte römische Via Egnatia von Dyrrachium (Durrës) an der Adria nach Konstantinopel am Bosphorus. Später wurden orthodoxe Einsiedeleien und Kirchen in die Kalkfelsen gehauen, noch später existierten hier islamische Karawansereien und Derwischklöster. Dank

der Mitte des zweiten Jahrhunderts vor Christus angelegten Via Egnatia, die die römische Welt verbinden sollte und nahezu zwanzig Jahrhunderte in Gebrauch stand, wurde die Seenregion für eine Weile — in den Worten des Historikers Alain Ducellier — »das Nervenzentrum des Balkans«.

Die Via formte die Geschichte, wurde aber auch selbst von der Geographie geformt. Sie folgte dem Tal des Shkumbin zwischen den großen Bergen Illyriens, führte vorbei an den Zwillingsseen, schlängelte sich zwischen Gebirgsketten hindurch, entlang derer heute die Grenze zwischen (Nord-)Mazedonien und Griechenland verläuft, bevor sie hinunterführte in die Ebenen Pelagoniens; dann erreichte sie die Ägäis und verlief parallel zur Küste weiter bis zum Bosphorus.

Die Seen werden von Quellen gespeist, sind von Quellen umgeben und durch unterirdische Flüsse miteinander verbunden. Sie liegen an der Verbindungsstelle zweier, mancherorts dreier Staaten — Griechenland knabbert am Süden des Prespasees und schluckt beinahe vollständig den an seinem unteren Ende liegenden tränenförmigen Mikri Prespa, den Kleinen Prespasee. Hier, am Zusammenfluss mächtiger zivilisatorischer Kräfte von der Antike bis in die Gegenwart, vermischen sich die Strömungen zweier warmer Meere und die eisigen Winde von den beinahe dreitausend Meter hohen Bergen.

Ohrid und Prespa sind die beiden ältesten Seen Europas. Ohrid könnte sogar der zweitälteste See der Erde sein. Normale Seen haben nur eine Lebensdauer von etwa höchstens 100.000 Jahren, bevor sie durch Sediment

aufgefüllt sind, doch einige wenige — der Tanganjikasee, der Baikalsee, Ohrid und Prespa — bestehen schon seit einer Million Jahren. Obwohl in jüngster Zeit wieder Bodenproben entnommen wurden, sind sich die Wissenschaftler uneins über das Alter des Ohrid- und Prespasees; sie könnten tatsächlich an die drei Millionen Jahre alt sein.

Der Ohridsee wird von Zuflüssen gespeist, von sublakustrischen Quellen (Unterwasserquellen) und, was am bemerkenswertesten ist, von unterirdischen Flüssen aus dem Prespasee, die sich durch den Kalkstein des 2255 Meter hohen Galičica-Gebirges graben. Diese Geschwister-Quellen liefern etwa ein Viertel des zufließenden Wassers im See. Der poröse Karst sorgt dafür, dass das eisige Wasser auf natürliche Weise gefiltert im Ohridsee ankommt. Diese außerordentliche Transfusion, zusammen mit den sprudelnden lakustrischen Quellen, sieht man bei den Quellen von Sveti Naum in Mazedonien und bei den Teichen von Drilon in Albanien sozusagen Sekunde für Sekunde.

Der Prespasee liegt 180 Meter höher als der Ohridsee; vom Flugzeug aus gesehen wirken die beiden wie die Augen in einem uralten Gesicht. Die Gegend um die Seen und das Galičica-Gebirge dazwischen bilden ein Reservat mit einer äußerst reichen Biosphäre. In den höheren Regionen leben Braunbären, Wölfe und Steinadler. Einige behaupten, die geomagnetische Lage der Seen löse sehr starke Schwingungen aus. Manche glauben sogar, der Ohridsee befinde sich innerhalb eines »Energiewirbels«, und eine, wenn auch wissenschaftlich wertlose, lokale

Übertreibung phantasiert von einem weiteren See unter dem Berg — einem »vergrabenen« See. Die Rede geht zudem von einem Unterwassergebirge, entstanden durch permanente tektonische Verschiebungen in der Region, was nicht so unwahrscheinlich klingt. Sicher jedenfalls ist, dass das unterirdische Kommunikationssystem der beiden Seen in seiner Art in Eurasien einzigartig ist.

Vor zehn Jahren traf ich auf einer Reise zum See einen jungen Mönch, der mich fragte, wo meine Großmutter begraben sei. Ich sagte, in Sofia. Er meinte, das bedeute nichts, ihr Geist sei hierher zurückgekehrt, denn der Ohridsee sei ein »Sammelpunkt«.

Bei diesem selben Besuch wurde ich Zeugin eines tragischen Unfalls. Es war an einem warmen Septembertag. Ich stand auf den Klippen von Kaneo oberhalb von Ohrid. Von dort überblickte man das gesamte Ufer. Ich fotografierte ein Touristenschiff, das über den Spiegel des Sees glitt. Eine halbe Stunde danach kenterte das Schiff und sank, ohne eine Spur zu hinterlassen, als hätte der See es verschluckt. Die Passagiere waren Gäste aus Bulgarien. Fünfzehn ertranken, die anderen wurden von Einheimischen gerettet. Mit unheimlicher Symbolik hatte das Boot den Namen *Ilinden* getragen, nach dem tragischen Ilinden-Aufstand (am Tag des heiligen Elias) 1903, der Mazedonien vom osmanischen Joch befreien sollte. Dieses Ilinden-Tages wird in Bulgarien und in der Republik Nordmazedonien jedes Jahr gedacht, obwohl beide Regierungen, ein Beispiel für retrospektiven Nationalismus, in regelmäßigen Abständen darüber streiten, wer daran beteiligt war — Mazedonier oder

Bulgaren, oder beide, und ob und in welchem Ausmaß ein Unterschied zwischen ihnen bestand.

Touristen kommen jeden Sommer an den Ohridsee, die untergründigen Strömungen der Region aber bleiben verborgen. Der Balkan ist ein kompliziertes Gewebe der Zivilisationen, aus dem die Einheimischen verschiedene und manchmal widersprüchliche Versionen der Wirklichkeit heraus- und Fremde hineinlesen. Dieses Rorschach-Test-artige Phänomen hat mehr als einen apokalyptischen Krieg hervorgerufen und erdulden lassen. Auf dem Balkan wie an vielen Orten der Welt, wo ein neu-alter Nativismus wieder im Aufwind ist, sind die Schmelztiegel gefährdet. Das lakustrine Reich, das sich heute drei Länder teilen, ist einer der ältesten überlebenden Schmelztiegel der Zivilisationen in Europa und im Nahen Osten.

Auf Französisch ist eine *Macédoine* der ultimative »gemischte Salat«. »Mit einigem Glück kann der Reisende in Mazedonien auf demselben Markt sechs verschiedene Sprachen und vier dazugehörige Dialekte hören«, schrieb der britische Journalist Henry Noel Brailsford 1905, als die Region Mazedonien zu einem zerbröckelnden Imperium gehörte und meine Urgroßeltern Untertanen der Osmanen waren. Ein Jahrhundert später war die ehemalige jugoslawische Teilrepublik Mazedonien als indirektes Resultat dieses Turm-von-Babel-Effekts mit Griechenland in einen generationenlangen Patrimonialstreit verstrickt. Während ich dort unterwegs war, kam es schließlich durch das Prespa-Abkommen zu einer formellen Lösung, wodurch der Name der Republik — ziemlich rasch und für manche schmerzhaft — in Republik Nordmazedonien geändert

wurde. Obwohl in der Region die alte Tradition der Verwirrung, der Komplikationen und Verschwörungen weiterbesteht, halten Nordmazedonien und Albanien mit knapper Not an der alten Gewohnheit der Toleranz fest.

Seit dem Ende der Jugoslawien-Kriege (1991 bis 2001) wird »der Balkan« irrigerweise mit dem ehemaligen Jugoslawien in eins gesetzt, das nur den westlichen Balkan umfasste, und der Begriff wurde in der internationalen Bürokratie weitgehend durch »Südosteuropa« ersetzt, in diesem Buch aber bleibe ich bei Balkan. Das geschieht in einem Geist, der den natürlichen, ehemals neutralen Namen der Halbinsel, benannt nach dem Balkengebirge in Bulgarien, wieder für sich beansprucht. Obwohl das Toponym ursprünglich von außen aufgezwungen wurde, ist es doch über die Jahrhunderte ein selbstgewähltes kulturelles Kennzeichen geworden, das den verschiedenen Völkern eine Art transnationale Staatsbürgerschaft verleiht, auch wenn sie sich in anderer Hinsicht uneinig sein mögen.

»Der Balkan, das sind wir«, pflegte meine Großmutter zu sagen — sie meinte damit ihre Familie. Aber insofern »der Balkan« mit der Fragilität von Frieden und Toleranz gleichgesetzt wurde, bewies sie damit eine tiefere Einsicht in die menschliche Verfasstheit. Unsere Welt ist unaufhaltbar miteinander verbunden, doch zunehmend fragmentiert sie sich selbst. Manche würden das »balkanisiert« nennen. Mit einem jetzt ein Jahrhundert alten Terminus — er wurde 1918 in der *New York Times* erstmals benutzt — bedeutet Balkanisieren »eine Region oder ein Land in kleinere, untereinander feindselig

eingestellte Staaten oder Gruppen aufteilen«. Das französische *se balcaniser* ist selbstreflexiv, es impliziert volle Handlungsfähigkeit, was es kaum besser macht. Aber bevor »der Balkan« als politische Funktionsbezeichnung eine negative Färbung annahm und im Gegensatz zum denkfaulen und ungenauen Stereotyp vom »uralten Hass« hat die Halbinsel lange Zeit eine polyphone, manchmal kakophone Diversität beherbergt. Und sie tut es nach wie vor.

In einem weiteren Kontext sehen die zwei großen gegensätzlichen Kräfte derzeit, und ich glaube, in allen kritischen Phasen der Menschheitsgeschichte, so aus: Streitsucht und Harmonie, Krieg und Frieden, Ignoranz und Verständnis. Wegen seiner transkontinentalen, transkulturellen Geographie war der südliche Balkan ein strategisches Theater, wo diese Dichotomien mit besonderer Heftigkeit, ja Wildheit ausgetragen wurden. Die geographische Region Mazedonien liegt in einem höchst seismischen Gebiet einer ohnehin seismischen Halbinsel. 1963 wurde die Hauptstadt Skopje durch ein heftiges Erdbeben zerstört. Tausende wurden getötet oder verwundet. Meine Großeltern fuhren mit Vorräten und Feldbetten aus Sofia nach Skopje; die Brüder meiner Großmutter und ihre Familien hatten keine Wohnung mehr, und meine Großeltern campierten mit ihnen in den Parks der zerstörten Stadt. Nachts lagen sie wach in ihren Zelten, hörten, wie die Erde unter ihnen dröhnte. Bis zum heutigen Tag ist der Zeiger der Uhr am Hauptbahnhof von Skopje auf der Stunde des Erdbebens festgefroren.



Manchmal komme ich mir vor wie diese Uhr. Es ist ein irrationales Gefühl, aus den Fugen mit der Gegenwart: umgeben von Ruinen, feststeckend in einem lange vergangenen Augenblick des Unheils. Ich weiß, dass dieses Vermächtnis der stehengebliebenen Uhr von meiner Mutter auf mich gekommen ist, aber ich wollte herausfinden, wo das herkam und wie andere es trugen. Ich wollte erfahren, was ein kulturelles und psychologisches Erbe ausmacht und wie wir damit weiterkommen, anstatt wie Schlafwandler zurück in den geopolitischen Abgrund zu tappeln. Der Abgrund beherbergt die Gebeine unserer Vorgänger, die dunklen Kräften nicht entkommen konnten. Einige dieser Kräfte sind noch vorhanden — sie waren niemals fort —, um uns wissen zu lassen, dass der Abgrund immer offen und aufnahmebereit ist.

Die Geographie formt die Geschichte, das akzeptieren wir für gewöhnlich als Faktum. Aber weniger oft untersuchen wir, wie Familien die großen Historio-Geographien verdauen, wie diese unsere innere Landschaft formen und wie wir als Individuen den Lauf der Geschichte auf unsichtbare, doch bedeutsame Weise beeinflussen — ist doch das Lokale vom Globalen nicht zu trennen. Ich fuhr zu den Seen, um nach einer Erklärung für solche Kräfte zu suchen. Aus meiner Reise an »Die letzte Grenze« wusste ich, dass manchmal die Durchgangsstraßen der Geschichte als geographische Außenposten verkleidet sind, um uns besser damit narren zu können, die Vergangenheit sei ein anderes Land.

Ungefähr seit der Zeit von Herodot, dem »Vater der Geschichtsschreibung« (im fünften vorchristlichen

Jahrhundert), und in den darauf folgenden etwa zwanzig Jahrhunderten bedeutete das griechische Wort *Historia* die facettenreiche, multidisziplinäre, oft narrative Erkundung eines Gegenstandes in einem Geist umfassender Nachforschung. Das Thema von Herodots »Historien« waren vordergründig die Perserkriege, doch eigentlich geht es darum, wie das menschliche Schicksal sich über lange Zeiträume, vor Erinnerung und Geographie und vor der dauernd in Bewegung befindlichen Leinwand der Welt abspielt. Erst im Spätmittelalter wurde »Geschichte« spezifisch mit der Vergangenheit assoziiert und allmählich, als sich die Disziplin dort festsetzte, festgelegt und abge sondert vom Rest der irdischen Erfahrung, die in der Essenz grenzenlos und nicht immer linear ist. Es war die ursprüngliche Auffassung von *Historia*, der ich in dieser Reise nachging.

Es war unmöglich, auf diesen uralten Wegen zu reisen, ohne frühere Autoren aufzusuchen, die über die Seen und die Region geschrieben haben. Sie waren beglückende Gefährten. Die Namen einiger Privatpersonen wurden geändert. Was Ortsnamen und Bezeichnungen für nationale und regionale Identitäten betrifft, habe ich mich besonders bemüht, unvoreingenommene Quellen und Berichte aus erster Hand zu Rate zu ziehen, wenn ich über die Vergangenheit, sowie Selbstidentifizierer, wenn ich über die Gegenwart schreibe. Die ehemals jugoslawische Republik Mazedonien wurde im Februar 2019 in Republik Nordmazedonien umbenannt, ich verwende die neue Bezeichnung nur im Kontext der Gegenwart. Davor war das Land lokal wie international als Mazedonien oder als

Republik Mazedonien bekannt, und die verschiedenen Bezeichnungen in diesem Buch reflektieren diese Situation. Auch bei anderen Ortsnamen, die sich im Laufe der Geschichte geändert haben, gehe ich so vor.

Manche hier angesprochene Themen sind komplex und heikel; falls jemand das Gefühl haben sollte, sein besonderer Standpunkt sei trotz meiner Bemühungen um Inklusivität und Fairness unterrepräsentiert, dann bitte ich um Verzeihung.

*Kapka Kassabova In den schottischen Highlands*

Gib mir Flügel, und ich schwebe  
Heim zu unsern Ländern, unsern Küsten,  
Sehe wieder unsre Orte,  
Ohrids, Strugas Angesicht,  
Wo der See weiß ist und wahr,  
Dunkel blau beim Windeswehn.

*Konstantin Miladinov, 1861*

# Sehnsucht nach dem Süden

Zufällig bin ich in einer weiblichen Abstammungslinie die Vierte, die emigriert ist. Vor hundert Jahren wanderte meine Urgroßmutter aus dem Königreich Jugoslawien ins Königreich Bulgarien aus. Ihre einzige Tochter, meine Großmutter, emigrierte aus der Föderativen Volksrepublik Jugoslawien in die Volksrepublik Bulgarien. Meine Mutter, ein Einzelkind, ging mit ihrer Familie aus Bulgarien nach Neuseeland und ich aus Neuseeland nach Schottland. Auch meine Schwester ging zurück nach Europa. Für uns alle bedeutete die Emigration die Trennung von unseren Eltern.

Wie man schon aus den wechselnden Ländernamen sieht, wurden die Entwurzelungen in dieser Familie wie in zahllosen anderen von kataklysmischen historischen Kräften ausgelöst: dem Sturz des Osmanischen Reichs und der österreichisch-ungarischen Monarchie, der Entkolonisierung und dem Aufstieg der Nationalstaaten auf dem Balkan; den Balkankriegen (1912 /13) und den zwei Weltkriegen, dem Kalten Krieg, seinem Ende und der Globalisierung.

In einem persönlicheren Sinn erinnert mich dieses Muster wiederholter Fluchten daran, dass das Verlangen zu reisen, zu entdecken und, ja, zu entkommen seit meiner frühen Kindheit in mir war. Oder sogar noch früher — im Mutterleib drehte ich mich endlos um und um und kam

beinahe erstickt von der Nabelschnur, die sich verknotet hatte, aus dem Mutterleib.

Schon früh fühlte ich mich von Geschichten über Abenteuer und die Hochsee angezogen. Ich sehnte mich nach einem Ort, der mich befreien würde — aus dem Druckkochtopf unserer kleinen Wohnung, aus der Schule mit ihren erzwungenen patriotischen Aufmärschen, von der unterschwelligem Bedrücktheit, die von Zuhause und Vaterland nicht zu unterscheiden war. Ich sehnte mich nach Freiheit, bevor ich wusste, was Freiheit bedeutete oder wer ich war.

Anastassia, meine Großmutter mütterlicherseits, sehnte sich ebenfalls danach, oder jedenfalls sehnte sie sich nach irgendetwas. Dreizehn Jahre lang war sie in meinem Leben, die letzten fünf litt sie an Brustkrebs. Ich liebte sie über die Maßen. Sie war in ihren Fünfzigern, als sie krank wurde. Obwohl sie eine Perücke trug und Lippenstift verwendete, geschah unter ihren Kleidern Schreckliches. Auch ihre Sehkraft schwand. Manchmal las ich ihr vor, so wie sie mir vorgelesen hatte. Es war in der Wohnung meiner Großeltern in Sofia, wo ich mit fünf Jahren mein erstes Buch las, umrahmt vom Fenster zeichneten sich die blauen Umrisse eines Berges ab.

Meine Großmutter hatte ein Kultbuch mit Texten Hunderter Volkslieder. Es war das Werk zweier Volkskundler und Linguisten, der Brüder Miladinov, die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts durch die mazedonischen und bulgarischen Länder — also den Südbalkan — gereist waren und eine monumentale Sammlung von Volksliedern zusammengetragen hatten. Die

Brüder stammten aus Struga unweit von Ohrid, von wo meine Großmutter kam, der Stadt, die den gleichen Namen trug wie der See. Sie erzählte mir die Geschichte der Miladinovs, und ich erkannte, dass sie wie alle »unsere« Geschichten mit einer brutalen Ungerechtigkeit endete, im Rückblick aber durch die Macht ihres Ideals Erlösung erfuhr — Freiheit durch Lernen und Bildung. Aber der wichtigste Punkt hier ist, dass der jüngere Bruder, Lyriker, ein Gedicht namens »Sehnsucht nach dem Süden« schrieb, *T'ga za jug*. Es war von seinem heimatlichen See inspiriert, während er im kalten, fernen Moskau weilte.

»Geht dort die Sonne dunkel auf,  
wie sie hier so dunkel steigt?«

Den nachfolgenden Generationen wurde das Gedicht symbolisch für den See, für Exil und Verlust, für irgendeinen undefinierbaren Kummer, der mit Mazedonien zu tun hatte, mit »unseren Orten«, mit dem Balkan und dem Süden. Es saß tief in unseren Knochen, wie das Wetter. Interessanterweise bedeutet das Wort *t'ga* gleichzeitig »Sehnsucht« und »Kummer«.

Die letzten Zeilen lauten:

»Dort (am See) würd ich sitzen, ein Weilchen auf der  
Flöte spielen.

Dann würd die Sonne sinken, und es käm ein süßes  
Sterben.«

*Ein süßes Sterben.* Das war einer meiner ersten Kontakte mit Poesie. Schon damals empfand ich in der Atmosphäre um mich die Gegenwart von etwas Schwerem, Verworrenem, etwas, das von meiner Mutter ausstrahlte, die eine Erweiterung meiner Großmutter war, und die kam

vom See. Wie war sie hierhergekommen (urban und unvollständig) und redete doch so oft von dort (wässrig und vollständig), wo ihre Verwandtschaft geblieben war und wo sie ein bisschen anders redeten als wir, als verwendeten sie einen alten Dialekt, aber aussahen wie wir. Es gab eine harte Grenze zwischen uns. Oft hatte ich mich in einen schweren sowjetischen Weltatlas vertieft, wo unsere sowjetische Welt in Rosa abgebildet war und aus dem man die geodätischen Besonderheiten ferner Länder ersehen konnte. Auf der mittleren Doppelseite erschien Europa als ein schlampiges Durcheinander ineinander verfließender Farben, beengt und beschwert durch vielfache Bedeutungen.

In der offiziellen Geschichte hieß es, unsere südlichen Nachbarn seien nicht dieselben wie wir, sie seien anders — historisch gesehen waren es Agenten der Niedertracht (die Griechen) und Tyrannei (die Türken). Wir wiederum waren leidgeprüfte dulddende Märtyrer, leidenschaftlich, poetisch, schuldlos ungerecht behandelt. Doch die Nachbarn meiner Großeltern von gegenüber auf dem Stockwerk, die Vassilopoulovs, waren nicht wie alle anderen. Die Mutter, Bulgarin, verprügelte ihre Töchter und sperrte sie auf den Treppenabsatz, und der Vater, Grieche, versuchte zu vermitteln. Er stand in Verbindung mit etwas, das mysteriöserweise »die Ereignisse in Griechenland« hieß. Mein Vater, ein Universitätsprofessor, hatte einen griechischen Studenten, für den ich schwärmte. Und was die Türken betraf: Meine Großmutter erinnerte sich gerne an die Jahre bei einer türkischen Vermieterin in Ohrid, und mein Vater war mit heißgeliebten türkischen Nachbarn

aufgewachsen. Außerdem wurde in dem Gedicht Istanbul als einer »unserer Orte« erwähnt. Moskau andererseits und im Gegensatz zu dem, was man uns offiziell sagte, war keiner unserer Orte. Ja, das Gedicht war mehr als ein Jahrhundert alt, und die Dinge hatten sich geändert, aber seine schwermütige Stimmung von Trennung und Sehnsucht hatte einen starken Widerhall, wie unberührt von der Zeit.

Auf dem runden, mit einer gefransten Samtdecke bedeckten Wohnzimmertisch meiner Großeltern stand ein Krug mit Kieseln vom See. Es waren glatte Kiesel wie andere auch, rosa und weiß, zugleich aber auch Objekte wie ein Talisman, die die Brise einer helleren, geräumigeren Welt mit sich brachten.

Anastassia ist ein griechischer Name und bedeutet Auferstehung. Mit meinem Mädcheninstinkt konnte ich sagen, dass meine Großmutter nicht nur eine Schönheit, sondern auch ein großer Geist war, eine Kombination, die in dieser Familie seit Menschengedenken nur zweimal vorgekommen war: bei Anastassia und bei ihrer geliebten Nichte Tatjana, die eben erst mit sechsunddreißig Jahren in Ohrid an einem Gehirntumor gestorben war.

In den letzten Jahren ihres Lebens war es schwer, bei meiner Großmutter zu sein. Im kommunistischen Bulgarien gab es keine Hospize, man verließ sich auf die Barmherzigkeit der Familie. Anspruchsvoll von Natur, wurde meine Großmutter regelrecht tyrannisch gegenüber ihrem Mann und ihrer Tochter, die nicht genug tun konnte, obwohl sie mehr als genug tat: Kleider nähen, die genau so und nicht anders sein mussten, Geburtstagsfeste



organisieren, denn Anastassia war immer eine stolze Gastgeberin gewesen. In ihrem Leiden schien meine Großmutter zu wollen, dass das Leben auch für *ihre Liebsten*, ein bevorzugter Ausdruck für die Frauen der Familie, verdorben sein solle.

Unterdessen versagte sich meine Mutter die kleinen Freuden, die ihr noch zur Verfügung standen. In den schrecklichen letzten Wochen des Lebens meiner Großmutter konnte sie nicht essen und wurde ausge mergelt von Infektionen, ein Schatten, bereit, ihrer Mutter in die Unterwelt zu folgen. Und wenn meine Mutter starb, dann würde auch ich sterben müssen, denn wir waren dieselbe Person. Wir hatten dieselben Gefühle und dieselben Ansichten. Ich spiegelte jede ihrer Bewegungen, spürte jede ihrer Stimmungen, nahm jedes Übersprudeln von Emotionen auf, begierig, sie lächeln zu sehen. Mit zehn redete ich mit der Grabesstimme meiner Mutter und hatte ihr verhärmtes Gesicht. Ich schob meinem Vater die Schuld an unserem Unglücklichsein zu, verbog meine natürliche Liebe zu ihm. Wie mein Großvater war er zahlenmäßig unterlegen, musste täglich Rechenschaft ablegen und versuchen, für irgendein unspezifisches Versagen zu büßen. Die emotionale Bilanz war ständig unausgeglichen.

Es gibt eine bleibende Erinnerung aus diesen Jahren. Meine Mutter und ich saßen im Bus nachhause, nachdem wir meine Großeltern am Fuß des Blauen Berges besucht hatten. Aus dem Busfenster winkten wir hinauf zu ihnen, winzigen Figürchen auf ihrem Balkon im siebten Stock. Aber meine Großmutter hatte sich in die falsche Richtung gedreht, da sie nichts sah, und mein Großvater korrigierte

sanft ihr Winken. Meine Mutter weinte, und ich begann mit ihr zu weinen.

Sie hatte ihr Bestes getan, um mich zu beschützen. Ich hatte mein Bestes getan, um sie zu beschützen, aber so war es nun einmal — der Verlust war nicht aufzuhalten. Wir klammerten uns aneinander fest, hielten die Köpfe über Wasser, wie auf den Fresken in orthodoxen Kirchen, wo die Verdammten in einer feurigen Suppe ertrinken und nur ihre Köpfe herausragen. Und obwohl wir in einer strikt atheistischen Kultur lebten und ich das Wort Verdammnis nie gelernt hatte, fühlte ich es körperlich. Mit zehn schrieb ich Gedichte voller herzerreißender Abschiede an Bahnhöfen, zum Scheitern verurteilter Sehnsüchte und Nimmermehr. Als schriebe sie irgendjemand anderer durch mich.

Es war nicht so sehr das Sterben meiner Großmutter — Auslöschung konnte ich akzeptieren, Kinder können das —, es war das unerträgliche Gefühl der Trennung, das ich in meiner Mutter spürte. Meine Mutter sagte, sie habe immer in der Angst gelebt, ihren Eltern könnte etwas zustoßen. Ich lebte mit derselben Angst. Im Jahr des Atomunfalls von Tschernobyl nahmen wir im Spätsommer in Sofia Abschied von Anastassia. Zwischen den rot-goldenen, vom Wind weggeblasenen Blättern steht meine Mutter, ein in durchscheinendes Violett-Schwarz gekleideter Schatten. Ein heftiger Windstoß könnte sie wegwehen wie ein Blatt. Für mich wirkte sie immer nur prekär mit dem Leben verbunden, wie wurzellos geboren, als brauche sie eine äußerliche Kraft, um sich zu erden.

Im Sommer darauf bekam ich eine Autoimmunkrankheit und verbrachte Wochen in einem desolaten Krankenhaus mit verstopften Toiletten, wo ich Gedichte schrieb, Baudelaires »Fleurs du Mal« übersetzte und mich nach dem Süden sehnte. Mein Vater hatte ein Forschungsstipendium erhalten und war nicht da, doch meine Mutter kam jeden Tag nach ihrer Arbeit als Datenanalystin mit den verstaubten öffentlichen Verkehrsmitteln und führte mich zu einem langsamen Spaziergang auf dem Krankenhausgelände. Im Krankenhaus gab es einen Roma-Jungen, der mir gefiel; und so war ich verblüfft, als ich die Gedichte vor kurzem wieder las, waren sie doch an meine Mutter gerichtet. Bestürzend war auch meine Entdeckung von Liebesbriefen, die Großmutter Anastassia geschrieben hatte — schön formuliert, voller Verlangen, mit dem geliebten Wesen zu verschmelzen, dessen grüne Augen und seidenes Haar im Meer, im Himmel zu erblicken. Dann würd die Sonne sinken, und es käm ein süßes Sterben. Sie sind an ihre halbwüchsige Tochter gerichtet.

Obwohl ich alle zwischen Mutter und Tochter gewechselten Briefe aus der Schachtel lesen wollte, schaffte ich es nicht, weiterzumachen. Diese romantischen Gefühle, die Liebhaber-Intensität, die sie verzehrten, waren mir sehr vertraut: Sie waren unverdünnt an mich gekommen, ebenso wie das Bedürfnis, sie durch Sprache auszudrücken. Meine Großmutter schrieb Gedichte anlässlich von Geburtstagen von Verwandten und Freunden, und ich besitze immer noch eines, das sie mir zu meinem zehnten Geburtstag schrieb, fünf Zeilen für die

fünf Buchstaben meines Vornamens, obwohl sie damals nicht mehr tippen und kaum sehen konnte; sie hatte sie meinem Großvater diktiert. Sie war Journalistin und Moderatorin für die Radioprogramme für Bulgaren im Ausland — eine Art BBC World Service, aber in kommunistischem Kontext, und ihre Stimme erklang wie ein Zauberspruch über die Ätherwellen.

»Liebe Landsleute«, begann dann ihr verführerischer Alt, »dieses Lied ist für euch.«

Und dann drückte irgendeine herzerreißende Melodie auf die Tränendrüsen der bulgarischen Diaspora rund um die Welt. Natürlich konnten viele von ihnen nicht zurückkehren, weil sie aus politischen Gründen emigriert waren und auf schwarzen Listen standen. Manchmal besuchte ich Großmutter im Bauhaus-Gebäude des bulgarischen Rundfunks. Dann wartete ich im Verschlag des Wachmanns in der Vorhalle und betrachtete das Wandmosaik. Es hatte die Form eines proletarischen Sonnenrads, oder vielleicht einer Landkarte von Bulgarien, es sah aber auch aus wie Marx und Engels im Profil und Lenin, denn sie erschienen oft als Dreierheit. Dann platzte sie aus dem Aufzug wie der erste Sommertag. Sie nahm allen verfügbaren Raum ein und hatte ein ungehemmtes Lachen, das sich in Wellen ausbreitete. Umgeben von der Mittelmäßigkeit, Konformität und Verlogenheit, auf denen ein totalitäres Regime gedeiht, lebte Anastassia mit Begeisterung und äußerte offen ihre Meinung in einer Gesellschaft, wo die Hälfte der Bevölkerung keine hatte und die andere sie für sich behielt.

Bevor sie krank wurde, war sie wie Demeter, die Erntegöttin, die Quelle aller üppigen und köstlichen Dinge: Regale voller Bücher, ein Kleiderschrank voller Leder- und Pelzmäntel, die mein Großvater für sie aus den staatlichen Betrieben besorgte, wo er als Chefbuchhalter arbeitete. Aber dann wurde sie zu krank, um sie anzuziehen. Einen nahm ich mit nach Schottland, getragen habe ich ihn allerdings nie. Er sieht aus wie die Haut eines Selkies, jenes mythischen nordischen Wesens, das seine seehundartige Haut abwirft, um an Land menschliche Gestalt anzunehmen und zu heiraten, dem es aber bestimmt ist, in sein wässriges Zuhause zurückzukehren.

Ich habe versucht, die Rezepte meiner Großmutter nachzukochen. Die spinatgefüllten Filo-Pastetchen aus selbstgezogenem Strudelteig, der überbackene Lammauflauf mit Joghurt, *Tavë Elbasani* genannt, *Imam bayıldı*, gefüllte und geschmorte Auberginen. Wissen Sie, was das auf Türkisch bedeutet? Es heißt: Der Imam ist in Ohnmacht gefallen (weil es so gut geschmeckt hat). Und wie der Imam haben wir uns gemeinsam überessen. Manchmal schliefen wir auch zusammen, mein Großvater blieb im Nebenzimmer allein. Sie aß bis zum Exzess, rauchte viel, fühlte tief, und was sie angenehm fand, wurde bis zu einem Punkt exquisiten Schmerzes getrieben. Neutralität war keine Option. Ihre Gesundheit war, wie ihre Gefühle, schon lange vor dem Krebs instabil, und auch die meiner Mutter war labil. Ich tat es ihnen gleich: Als ich zur Frau wurde, befiel mich eine allumfassende Malaise. Ich wusste nicht, wie ich mich gut fühlen sollte. Als Halbwüchsige, wir waren eben nach Neuseeland gezogen,

verfiel ich in Angststörungen, jede Erfahrung wurde zum Tiefpunkt. Wenn meine Eltern nicht da waren, stellte ich sie mir in einem tödlichen Unfall vor und hetzte mich selbst in vorzeitige Verzweiflung. Ich beurteilte mich selbst und alle anderen streng wegen eingebildeter Unvollkommenheiten. Die Literatur rettete mich vor der absoluten Selbstzerstörung. Dann wurde meine Mutter von einer rasenden Depression niedergedrückt, die sie auf *ihre Liebsten* projizierte. Schließlich war es an uns, sie glücklich zu machen. Im Rückblick erkenne ich, dass meine Großmutter, meine Mutter und ich uns in einem vorgezeichneten Drama bewegten. Obwohl wir uns und einander vor irgendeiner ungenannten Bedrohung zu schützen versuchten, half dieser Schutz nicht. Im Gegenteil, er schien genau dasjenige anzuziehen, das abzuwehren er vorgab. Etwas zerrte uns zu Boden und zwang uns, uns schlecht zu fühlen. Die Patientinnen wechselten sich ab, die Krankheit aber blieb.

Auf Kindheitsfotografien mit meiner Großmutter haben wir die Hände aufeinandergelegt, besitzergreifend. Dasselbe auf Fotos von ihr und meiner Mutter, eine Generation früher, und mit ihren Nichten in Ohrid, den See im Hintergrund: Du bist eine Verlängerung von mir. Aber auch: Lass mich niemals gehen.

Wen hast du lieber, Mama oder Papa?, lautete die heimtückische Frage, die einem die Erwachsenen stellten. Großmama oder Großpapa? Großmama oder Mama? Insgeheim mochte ich Jungen. Noch bevor ich zehn war, warnte mich Großmutter Anastassia, die mein Interesse spürte: Geh niemals mit einem Jungen, der Füße wie ein